

Arno Surminski

Von den Wäldern

Roman
einer Heimkehr

Ellert & Richter Verlag

Und er sprach: Beschädiget die Erde nicht,
noch das Meer, noch die Bäume.

Offenbarung des Johannes, 7, 3

An der Ems

Als er geboren wurde, wollte der Große Krieg zu Ende gehen. In Aschenfehn hatten sie wenig davon gespürt. Ab und zu war ein Soldat auf Urlaub gekommen und hatte vom fernen Kanonendonner erzählt. Gefallen waren zwei junge Männer, die fern in französischer Erde begraben wurden.

Wie immer gackerten im Sumpf die Moorhühner, die Ems strömte gemächlich nordwärts, begleitet von Fischerkähnen und Segelbooten. Wurde es im Sommer zu heiß, liefen die Kinder zum Baden an den Fluss. Wehte der Wind günstig, hörten sie die Glocken der Kirche von Rhede, in der der Junge auf den Namen Gerd Wolters getauft werden sollte, sobald der Krieg zu Ende war.

Sein Vater, das ahnte beim Taufgottesdienst niemand, überlebte das freudige Ereignis nur kurze Zeit. In den Großen Krieg brauchte er nicht zu ziehen, der Plattfüße wegen, die ihn daran hinderten, so zu marschieren, wie es sich für einen Soldaten des Kaisers gehörte. Er diente als Pferdekutscher, brachte Tag für Tag Milchkannen zur Meierei nach Papenburg, rauchte auf dem Hinweg eine Pfeife und auf dem Rückweg „Piep for Piep“, hörte unterwegs die Vögel singen und sang selber, wenn ihm der Sinn danach stand, Lieder vom alten Fritzen und seinem Husesengeneral. Gern redete er auch mit der Heiligen

Schrift, wo ihm der Sirach-Spruch „Und was ist das Leben, da kein Wein ist?“ der liebste Text war.

Die Mutter kam aus dem Ammerland. Sie hatte eine Stellung auf einem Bauernhof in Aschenfehn angenommen, lernte dort den Pferdekutscher Wolters kennen und heiratete ihn mitten im Großen Krieg. Eines Tages gingen die Pferde durch, Wolters fiel vom Bock und wachte nicht mehr auf.

Wegen des frühen Todes des Vaters bekam der Junge kein Schwesterchen und musste an der Hand der Mutter allein durchs Leben wandern. Sie wohnten in einer Kate, von der die Aschenfehner sagten, sie sei in der Schwedenzeit aus Lehm gebaut worden. Später errichteten sie daneben eine Dorfschule, die dem kleinen Gerd das Einmaleins beibringen sollte.

Auch als Witwe blieb seine Mutter eine lustige Person, die gern Lieder sang und dem Kleinen erzählte, warum die Bienen stechen und die Frösche quaken. Sie kümmerte sich auf den Bauernhöfen um die Wäsche und bekam dafür ein Handgeld, das sie für sich und ihren Jungen zum Leben brauchte.

Von Aschenfehn aus blickten die Leute über flaches Land zum „wilden Moor“. Außer Mooren, Sümpfen und Kuhwiesen gab es wenig Sehenswertes, Wälder suchte man vergeblich. Vereinzelt standen Birken an den Feldwegen und neigten ihre Kronen nach Osten. Ein Birkenwäldchen, das im Frühling hellgrün und im Herbst goldgelb leuchtete, blieb der einzige Baumschmuck des Dorfes.

Mit den Niederländern, die westlich des Emsflusses lebten, fühlten sie sich verbunden, gelegentlich heirate-

ten sie sogar über die Grenze. Von jenseits der Ems kamen die Stürme der Nordsee mit Blitz, Donner und schweren Regengüssen. Sie sorgten dafür, dass es niemals an Wasser mangelte. Gelegentlich brannten Scheunen und Strohberge nieder. Weiteres Unheil kam nicht vor.

Friedhöfe sind immer nur Ziel, niemals Weg.

Ein Lager in Deutschland

In Herleshausen wurden sie so herzlich empfangen, wie sie es erwartet hatten. Unter den Wartenden gab es aber auch einige, die stumm abseits standen, weil sie nur fremde Gesichter sahen. Vor ihnen lagen achtzig Kilometer Busfahrt nach Friedland. Unterwegs begegnete ihnen das Land, von dem sie geträumt hatten. Oft musste der Bus halten, weil Winkende die Straße versperrten. Denen schien es einerlei zu sein, was die Heimkehrer in Russland angerichtet und für wen sie gekämpft hatten. Sie gehörten ihnen, es waren ihre Männer, Väter und Söhne, die heimkehrten. Die im Bus hörten ihr Singen. Herbststern und Rosen wurden durchs Fenster gereicht. Fuhr der Bus an einer Kirche vorbei, vernahmen sie das Läuten der Glocken.

Wegen der vielen Unterbrechungen kam der Bus mit Verspätung in Friedland an. Hier gab es einen Empfang anderer Art. Als sie die Busse verließen, um ins Lager zu ziehen, trafen sie rechts und links des Weges Menschen, die schon lange nicht mehr gejubelt hatten, sondern vor sich hin schwiegen, als käme ihnen ein Leichenzug entgegen. Einige hielten den Ankommenden Schilder mit Soldatenbildern entgegen. Ein Horst Opitz wurde erwartet, und ein Heinz Brettschneider war am Kursker Bogen verschollen.

Gerd mochte nicht hinschauen. Ihn erschreckten weniger die Schilder mit den Namen, sondern die Gesichter

derer, die ihnen die Schilder entgegenhielten. Wie versteinert sie aussahen, als wüssten sie, wie vergeblich sie warteten. Da er ihnen keine Hoffnung machen, sondern nur von den Gräbern neben den russischen Lagern erzählen konnte, schwieg er lieber.

In der Ferne schlug die Friedlandglocke.

Gerd Wolters hielt Ausschau nach Annalena. Sie wird es in der Zeitung gelesen oder im Radio gehört und sich auf den Weg gemacht haben, dachte er. Neben ihr sollte ein Junge mit blonden Haaren stehen. Doch weder Annalena noch der Junge warteten vor dem Lagertor. Wie sollten sie auch wissen, dass an diesem Oktobertag des Jahres 55 ein Gerd Wolters aus Russland heimgekehrt war?

Er sah Willi durch die Menschenmenge irren und bekannte Gesichter suchen. Besuch mich mal in Montabaur!, rief er, bevor er im Menschengewühl verschwand, um eine Fahrkarte zu lösen. Die Gemeinschaft, in der sie im russischen Lager und auf der Fahrt gelebt hatten, verflüchtigte sich am Tor von Friedland. Jeder ging eigene Wege, hatte eigene Erwartungen, suchte seine Angehörigen und brauchte die anderen nicht mehr. Wer Freunde und Bekannte gefunden hatte, war glücklich, die anderen blieben allein unter Fremden. Obwohl Hunderte um ihn waren, fühlte auch Gerd sich allein. Er kannte keinen. Wo wartete Annalena? War sie nach Recklinghausen gezogen, oder lebte sie immer noch mit seiner Mutter und dem Jungen in der Schwedenkate?

Einladend sahen sie nicht aus, die halbtonnenförmigen Wellblechbaracken des Lagers. Bevor er eine betreten durfte, musste er zur Registrierungsstelle und zur medizinischen Untersuchung. Von dort kamen viele

gleich in die Krankenstation. Die Leute im Büro des Roten Kreuzes fragten nach Vermissten, die den Heimkehrern über den Weg gelaufen waren. Es fehlten noch über eine Million deutscher Soldaten, deren Angehörige sich immer wieder Hilfe suchend ans Rote Kreuz wandten. Ihre Namen standen in keiner Heimkehrerliste. Was war mit ihnen geschehen?

Gerd dachte daran, einen Brief an Annalena zu schreiben, wie er viele aus Tschuwaschien geschrieben hatte. Der deutschen Post traute er mehr zu als den tatarischen Reitern. Hol mich hier raus, wollte er schreiben. Ein Anruf ging nicht, die Schwedenkate in Aschenfehn besaß keinen Telefonanschluss.

Jemand erklärte ihm, es ginge mit der Bahn schneller als per Post. Also sollte er fahren.

Die Eisenbahn hatte eine Abfertigungsstelle für Heimkehrer eingerichtet. Dort erhielt Gerd einen Freifahrtschein bis Aschenfehn. Der Bahnbeamte blätterte in den Fahrplänen und fand den Ort östlich der niederländischen Grenze, nicht weit entfernt von dem Fluss Ems. Einen Bahnanschluss besaß Aschenfehn nicht, aber ein Bus fuhr zweimal täglich von Papenburg zu dem Dorf.

Gern hätte er telefonisch seine Ankunft gemeldet. Er rief das Gemeindeamt an, um mitzuteilen, ein ehemaliger Dorfbewohner namens Gerd Wolters sei aus Russland heimgekehrt und werde bald eintreffen. Die Telefonnummer des Amtes stand im Buch, aber niemand nahm den Hörer ab. Oder sollte er gleich nach Recklinghausen fahren?

Das geht nicht, sagte der Mann am Schalter. In den Entlassungspapieren steht Aschenfehn. Nur für diesen Ort kann ich eine Fahrkarte ausstellen.

Der liebe Gott hat den Menschen den Kopf nicht dazu gegeben, dass sie ihn hängen lassen.
Johannes Gillhoff: „Jürnjakob Swehn“

Endlich nach Hause

Seine Fahrkarte galt bis Papenburg mit Busanschluss nach Aschenfehn.

Sind Sie da zu Hause?, hatte der Einarmige am Schalter in Friedland gefragt.

In Aschenfehn bin ich geboren, hatte Gerd erwidert.

Vater und Mutter hatten dort gelebt, seine Frau sah er immer noch in der alten Schwedenkate, neben ihr den Jungen, und die Mutter sang fromme Lieder. Mehr Zuhause ging nicht.

Er versuchte, im Zug zu schlafen, musste aber zu viel denken. Nachdem er so lange unterwegs gewesen war, saß er in einem Personenzug, der wirklich nach Hause fuhr. Er sah das Haus, hörte Annalenas Ruhrdialekt und Siegfrieds sauberes Hochdeutsch. Was wird geschehen, wenn er an die Tür klopft? Ob der Junge ihn erkennt? Wie sah Annalena heute aus? Was macht eine Frau, wenn sie zwölf Jahre allein lebt? Wie werden sie sich berühren?

In Papenburg endete seine Zugfahrt. Dort war ihm vieles vertraut, die beiden Kirchtürme ragten immer noch in den Himmel, und die Straße, auf der er zur Arbeit gefahren war, sah so aus, als wäre es gestern gewesen. Ein Bus wartete vor dem Bahnhof auf die Weiterfahrt nach Aschenfehn.

Sie habe viel mit Kindern zu tun. Nicht mit eigenen, sondern mit denen in einem Heim in der Osnabrücker Vorstadt. Mit dem, was Männer und Frauen sonst noch miteinander treiben und was für viele das Wichtigste ist, schien sie wenig im Sinn zu haben. Küsselfen und Umarmen ging nur mit Kindern.

Als sie das andeutete, lachte er.

Für eigene Kinder hat es bei ihr nicht gereicht, dachte er. Du hast wenigstens einen Sohn, wenn er dir auch verlorengegangen ist. Sie hat gar nichts.

Von Linda erfuhr er viel über Bäume und die Beschaffenheit des Erdreichs, in dem sie wurzelten.

Hier ist kalkhaltiger Boden, der bekommt den Buchen gut, erklärte sie. Sie wusste auch, wie der Teutoburger Wald entstanden war, erwähnte die Gletscher des Nordens, die die Bergkette aufgetürmt und den Menschen zur Pflege vor die Füße gelegt hatten. In vorchristlicher Zeit waren die Bäume von heiligen Baumfrauen besetzt. Die gab es heute nicht mehr, deshalb musste Linda sich um die Bäume kümmern.

Sie kam ihm etwas wunderlich vor mit ihren heiligen Baumfrauen, aber es beeindruckte ihn, was sie alles wusste über die Welt der Bäume. Ihr Wissen gab sie nicht großspurig von sich, sondern eher bescheiden nebenbei.

Es drängte ihn, über sein Waldlager in Russland zu sprechen, wo ihn Bäume mit weiblichen Namen begleitet hatten. Heilig waren sie gerade nicht gewesen, sondern anstrengend und gefährlich. Als er die Jahre in einem russischen Waldlager erwähnte, hielt sie sich die Hände vors Gesicht. Elf Jahre Bäume fällen, das erschien Linda ein schweres Vergehen. Elf Jahre in einem Waldlager ein-

gesperrt zu sein, erschien ihr weniger schlimm. Davon kam sie auch nicht ab, als er beteuerte, Bäume nicht gefällt, sondern nur zum Wasser geschafft zu haben. Für sie war es immer noch Waldraub. Sie erzählte von einem Verein, der sich um das Wohlergehen der Wälder kümmerte. In kleinen Gruppen machten die Vereinsmitglieder, meistens Frauen, Waldspaziergänge und sangen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“

Als er von seiner Arbeit unter Tage sprach, lachte sie wieder. Dann bist du ja immer noch im Wald!

Sie wollte ihn für ihren Waldschutzverein gewinnen und verabredete sich für weitere Spaziergänge mit ihm. Beim Abschied streckte er seine Hand aus, aber sie verweigerte die ihre.

Was sollte er mit einer Frau anfangen, die Angst vor Männern hatte und lieber Bäume umarmte? Später sah er, wie Linda die Frauen ihres Vereins in den Arm nahm. Ihre Berührungsängste bezogen sich nur auf Männer. Was hatte sie gegen Männer?

Die Liebe zum Garten ist auch eine Form des Herrschens. Wir haben unsere Bäume und Rosen, die wir pflegen, über die wir gebieten, die wir versetzen, ausreißen, abhacken, wässern und füttern nach eigenem Gutdünken. Welch eine Macht!

Nie mehr nach Osten

Statt deinen entlaufenen Jungen zu suchen, solltest du dir eine neue Frau besorgen, meinte sein Stubennachbar in Recklinghausen, der an den Feiertagen zu seiner Familie ins Münsterland fuhr und dort alles bekam, was er brauchte. In unserem Kleindeutschland laufen genug Frauen herum, die einen Mann suchen. Die Männer haben den Krieg veranstaltet, viele sind gefallen und haben ihre Frauen allein gelassen. Also nimm dir eine.

Linda wäre eine solche Frau. Aber sie ließ sich nicht berühren. Was sollte er mit einer Frau anfangen, die bei jeder Berührung zusammenzuckte? Lieber träumte er von Annalena, sah sich mit ihr im Zelt am Ruhrfluss und erschrak, wenn er beim Erwachen das Gedenkkreuz der Bombentoten von Aschenfehn vor Augen hatte.

Als er Linda nach einem Waldspaziergang anbot, sie mit seinem Auto nach Osnabrück zu bringen, stieg sie tatsächlich ein. Er fuhr bis zu dem Kinderheim, in dem sie arbeitete und wohnte. Als sie ausstieg, sah er Schweißtropfen in ihrem Gesicht.

Wovor hast du Angst?, fragte er.

Sie lächelte nur und gab ihm wieder nicht die Hand.

Doch verabredeten sie sich für weitere Waldwanderungen.

Beim nächsten Treffen erzählte er von seinem Jungen, der nach Kanada ausgewandert war und den er nicht finden konnte.

Die kanadischen Wälder sind riesengroß, stellte Linda fest.

Er schlug vor, einmal mit dem Goggomobil auf der Interzonenstrecke von Helmstedt nach Berlin zu fahren, um die Sektorenstadt zu besuchen und die Mauer aus der Nähe zu sehen.

Linda schüttelte den Kopf. Nie mehr nach Osten!, lautete ihre Antwort.

Irgendetwas Schreckliches muss ihr dort zugestoßen sein, dachte er. Hing vermutlich mit dem Krieg zusammen. In ihren Augen war der Osten dunkel und der Westen hell. In Kanada schien nur die Sonne.

Er wagte nicht zu fragen, was sie im Osten Schlimmes erlebt hatte. Wenn Gerd nach elf Jahren Waldlager keine Sehnsucht nach dem Osten hatte, war es verständlich. Aber was war ihr zugestoßen?

Wie alt warst du, als der Krieg zu Ende ging?, fragte er.

Linda gab keine Antwort.

Sie verabredeten sich für den nächsten Sonntag um die gleiche Zeit für einen Waldspaziergang. Vor dem Wald hatte sie keine Angst.

Auf seine Zeitungsanzeige meldete sich niemand, also hinausgeworfenes Geld. Er schrieb an die kanadische Einwanderungsmission in der Hamburger Admiraltätsstraße, die unter dem gleichen Dach residierte wie das deutsche Auswanderungsamt.